Ueber die Selbstmord-Affaire

des Sohnes des englischen Botschafters Morier in Petersburg wird, wie das ja nur zu natürlich ist, in der dortigen Gesellschaft sehr viel gesprochen. Das aufrichtigste Beileid wendet sich dabei von allen Seiten ausschließlich dem schwer betroffenen Elternpaar zu, während dem Verwundeten selbst kaum Mitleid entgegengebracht, sondern im Gegentheil seine That auf das Entschiedenste verurtheilt wird. Selbst die Damenwelt, die sonst in Fällen, bei denen „unglückliche Liebe“ mit im Spiel, stets gern Milde walten läßt, thut es diesmal nicht, denn ganz abgesehen von allem Andern, war die Wahl des Thatorts seitens des jungen Herrn doch eine gar zu unliebenswürdige....

Das anfänglich ausgesprengte Gerücht, der Revolver habe sich bei einer Troikafahrt nach den Inseln nur durch einen unglücklichen Zufall selbst entladen u. s. w., ist nämlich falsch; in Wirklichkeit trug sich die Sache folgendermaßen zu:

Der Attaché Herr Victor Morier war mit seiner Schwester einer Einladung der ihnen befreundeten Familie Polowzeff nach deren auf Kameni-Ostrow gelegenen Villa zu einem Maslinitza-Picknick gefolgt, woselbst sich eine größere Gesellschaft zusammengefunden hatte.

Das Gespräch mit einer Dame, für die sich der junge Attaché sehr interessirt — ein Interesse, das aber durchaus nur ein einseitiges ist — erregte ihn dort dermaßen, daß er in ein den Rauchern reservirtes momentan leeres Nebenzimmer rrat, den mitgeführten Revolver aus der Tasche zog, dessen Mündung gegen seine Brust richtete und — abdrückte. Ein Officier hatte den als excentrisch bekannten Herrn aber schon einige Zeit beobachtet. Böses ahnend, war er ihm gefolgt und versuchte nun im Moment des Abdrückens dem Lebensmüden den Revolver aus der Hand zu schlagen. Dazu war es allerdings schon zu spät; wohl aber erhielt hierdurch die Kugel eine andere Richtung und fuhr, anstatt in die Brust, in den Unterleib, wo sie stecken blieb.

Das Entsetzen, welches diese That unter den fröhlich Versammelten hervorrief, läßt sich leicht ermessen. Der schnell herbeigeholte Hausarzt der Polowzeff'schen Familie, Dr. Metzler, leistete dem Verwundeten die erste Hilfe.

Frau Morier, welche bei ihrer in England erkrankten ältesten Tochter weilt, wurde, wie man nachträglich hört, telegraphisch herbeigerufen, da die Aerzte die Verwundung ihres Sohnes, wenn auch nicht für direct lebensgefährlich, so doch immerhin für eine bedenkliche erklärten. Den Redaktionen der Petersburger Blätter aber ging am folgenden Tage die Weisung zu, die ganze Angelegenheit nicht weiter zu berühren. Dadurch kam es denn auch, daß anfänglich die sich widersprechendsten Gerüchte über die traurige Affaire herumschwirrten.

Die Katze des Pariser Polizeipräfecten.

Das Budget der Pariser Polizeipräfectur, so erzählt Charles Chincholle im Figaro, ist bekanntlich ein sehr beschränktes. Kein Wunder daher, daß Herr Loze auf die größte Sparsamkeit hält und sorgenvoll darüber grübelt, bei welchen Ausgabeposten sich noch Abstriche vornehmen ließen. Dieser Tage nun revidirte er wieder einmal in Gesellschaft eines der Präfecturbeamten die Materialrechnungen und stieß dabei auf einen Posten, der seine Verwunderung erregte: Lunge....36 Frcs.

„Lunge, 36 Frcs.?“ machte er mit einem fragenden Blicke auf den Beamten. „Esse ich etwa Lunge?“ — „Verzeihung, Herr Präfect, dieselbe ist auch nicht für Sie, sondern für die Katze.“ — „Welche Katze?“ — „Die Archive wimmeln von Mäusen, da haben wir es für nöthig besunden, eine Katze anzuschaffen.“ — „Und diese Katze kostet 36 Frcs.? Das ist ja ungeheuerlich.“ — „Nicht so ganz, als es den Anschein hat, Herr Präfect. Sie kostet täglich zwei Sous, macht im Monat drei, im Jahre 36 Francs. — „Hm, allerdings; man kommt nicht gleich darauf, daß zwei Sous pro Tag Jahrüber 36 Francs machen.“ Herr Lozе schwieg nachdenklich einen Augenblick, dann sagte er: „Diese Katze ist eine ganz gemeine Betrügerin. Ihre Aufgabe ist, Mäuse zu fressen. Frißt sie nun keine, so dekretire ich ihre Entlassung, frißt sie aber welche, so braucht sie keine Lunge.“ Sprach's und machte durch den Posten von 36 Frs. einen dicken Strich. Während der nächsten Tage erschien nun die solchergestalt entlassene Katze an dem gewohnten Platze und schien sehr traurig gestimmt, als die Tagesrationen von zwei Sous Lunge mit einem Male fortblieben. Sie bat, schmeichelte, knurrte, fauchte und machte einen krummen Buckel, aber Alles umsonst, der Beamte zuckte nur mit den Achseln, das Katzenbudget war ja gestrichen. Am dritten Tage endlich, als der Hunger übermächtig wurde, machte die Katze sich endlich an's Mausen. Doch auch damit war es nichts, sie hatte als Staatspensionärin ihr Handwerk verlernt, es wollte ihr nicht mehr glücken, eine der hurtigen Actenzernagerinnen zu erwischen. Da erbarmte sich endlich der Beamte ihrer und beschloß von Neuem für zwei Sous Lunge auf das Tagesbudget der Polizeipräfektur zu setzen, bis zur nächsten von Herrn Loze vorzunehmenden Revision.

— Die bekannte Schauspielerin Wilhelmine Schenck-Ullmayer zeigte, wie aus Wien geschrieben wird, seit längerer Zeit eine hochgradige Aufregung, die schließlich in den letzten Tagen in ausgesprochene Geistesstörung ausartete. Als Ursache wird ein seit Jahren von der Unglücklichen häufig benutztes Haarfärbemittel bezeichnet. Die in Währing wohnhafte Patientin mußte auf Anordnung des Polizei-Commissariats in der niederösterreichischen Landes-Irrenanstalt internirt werden. Frau Schenck Ullmayer war Ende der Sechziger Jahre ein beliebtes Mitglied des Josephstädter Theaters und später als Localsängerin in Prag sehr gefeiert. Sie gastirte auch am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in Berlin. In den letzten Jahren war sie sehr herabgekommen und fristete in der Vorstadt ein mühseliges Dasein.

Aus dem Leben eines Londoner Polizeirichters.

Von C. C. Schardt.

In geringer Entfernung nördlich von der eigentlichen City, gerade hinter dem als Finsbury Square bekannten öffentlichen Platze, befindet sich Worshipstreet, eine Straße, welche die Verbindung zwischen der City Road und Shoreditch vermittelt. Auf der nördlichen Seite dieser Straße befindet sich der Gerichtshof, in welchem an drei Tagen der Woche ein Polizeirichter den Vorsitz führt, der sich rühmen kann, während seiner 22jährigen Advokatenlaufbahn mehr Galgenvögel vertheidigt und von der Nothwendigkeit gerettet zu haben, mit des Seilers Tochter Hochzeit zu feiern, als irgend ein Criminaljurist im Vereinigten Königreich. Sein Name ist Montagu Williams und seine dieser Tage veröffentlichten Erinnerungen gaben mir die Veranlassung, das Polizeigericht in Worshipstreet zu besuchen. Von der Straße her tritt man in einen langen zugigen Gang, in welchem trotz des unheimlich pfeifenden Ostwinds auf einer langen Bank mehrere Dutzend ärmlich gekleideter schlotternder Weiber, zumeist mit Babies belastet, geduldig sitzen und warten, bis die Reihe an sie kommt, um sich wegen der Schulversäumnisse ihrer Kinder zu verantworten.

Die für Advokaten und Notare bestimmte Eingangsthür war geschlossen; ein heftiger Schlag mit dem dicken Ende meiner Bambusröhre bringt den Thürhüter zur Stelle; ich trete ein und gehe mit der natürlichen Unbefangenheit eines Journalisten auf das bequemste Pult zu, setze meinen Cylinder nieder und mache mir's bequem. Es war das Pult des Polizeiinspectors, der mit höflicher Entschuldigung in die Ecke rückte und mir bald gesprächig über Personen und Dinge Auskunft gab. Herr M. Williams war noch nicht da; wie das oft geschieht, läßt er lange auf sich warten; aber wenn er kommt, so wickelt er die Geschäfte doppelt so schnell ab, als irgend ein anderer Richter, wispert mir der Inspector zu. Ich sehe mich in dem grün angestrichenen Saal um. Zu meiner Rechten sind zwei Bänke für Zeugen; hinter ihnen ein enger Gang, wo etwa für fünfzig Zuhörer Stehraum ist. Er war gut gefüllt und einige typische Gestalten aus dem Ostende waren da; struppige Hausirer und Fabrikmädchen mit meterhohen Plüschhüten und herausfordernden, nickenden Straußenfedern. Auf der vorderen Bank saßen mehrere Polizeidiener, die als Zeugen vorgeladen waren, und neben ihnen ein Stadtmissionär, den der Bekehrungseifer hierhergeführt. Die ganze Menschenmenge hatte ein komisches Aussehen. Unter den Gesichtern sprach mich keines an. Zwischen diesen Bänken und den für die Advokaten reservirten Pulten stand der für die gefährlichen Gefangenen bestimmte eiserne Käfig. Zu meiner Linken auf einer Estrade unter einem Baldachin, den das königliche Wappen zierte, stand das Pult des Polizeirichters.

Die Thüre zur Rechten des Pultes öffnete sich: ein Pförtner mit einem fetten, aufgedunsenen Gesicht, aus dem kleine Schweinsäuglein mit Mühe sich ans Licht drängten, trat ein; ihm folgte der Schreiber und nach einer längeren Pause, während welcher Aller Augen auf die offene Thür gerichtet waren, trat ein trotz seiner 55 Jahre noch jugendlich aussehender, in einen grauen, anschließenden Redingote gekleideter, mittelgroßer schlanker Mann in den Saal. „Order, order“ riefen die Polizeiagenten, während Herr Mortagu Williams auf sein Pult zuschritt und sich in seinem Lehnsessel niederließ. Auf den ersten Blick erkannte man, daß man einen geistig hervorragenden Mann vor sich habe. Unter dem glatt gescheitelten dunklen Haar eine flache, starke Intelligenz verrathende Stirn; die dunkeln Augen groß und voll Ausdruck; die etwas gebogene, dann scharf und gerade auslaufende Nase verleiht dem Gesicht Charakter und Schärfe; der gut geschnittene, von einem kleinen Schnurrbart überschattete Mund ließ auf Thatkraft und Entschlossenheit schließen; aber um die Mundwinkel spielte es wie übersprudelnder Humor, den die richterliche Würde nicht immer im Stande ist zu zügeln.

Mehrere Male während meiner Anwesenheit versetzte er durch eine hingeworfene humoristische Bemerkung die Zuhörerschaft in Heiterkeit, welche selbst die Ordnungsrufe der Constabler nicht zu unterdrücken vermochten. Ein feingeschnittenes kräftiges Kinn vollendete das Ensemble dieses durch markirte Züge ausgezeichneten Gesichtes. Oft, wenn etwas in den Verhandlungen den Richter besonders interessirte, öffneten sich die etwas dünnen Lippen zu einem spaßmodischen Grinsen, wobei zwei Reihen prächtiger Zähne zum Vorschein kamen. Die Blitzesschnelle, mit der er seine Geschäfte abthut, ist geradezu überwältigend. Ob Menschenkenntniß und langjährige Erfahrung, ob Scharfsblick und Intuition ihm helfen — der Richter scheint jeder Streitsache in einem Augenblick auf den Grund zu schauen, und das Urtheil ist unterzeichnet, noch ehe der zwischen zwei baumstarken Konstablern vor dem Eisenkäfig stehende Angeklagte sich von seiner Ueberraschung erholt hat. Doch sind seine Urtheile fast immer gerecht, sagt mir der Inspektor. Zuweilen passirt es ihm, einen seiner früheren Klienten vor sich zu sehen. Ein abstoßend aussehender Geselle mit einem Bulldoggen-Gesicht wurde hereingeführt, ein Einbrecher von Beruf, unter dem Namen „Charley“ bekannt. „Der Kerl ist ein verzweifelter Charakter,“ flüstert mir der Inspektor zu, „er steht im Verdacht, an der Ermordung dreier Konstabler Theil genommen zu haben. Nur fehlten die Beweise.“ Deshalb sind ihm die Polizeier aufsäßig. Am Samstag wurde er auf Verdacht hin verhaftet, wehrte sich, verletzte den Constabler und wurde dafür vor den Polizeirichter gebracht. „Sie wissen, wie die Constabler lügen und Meineide schwören,“ rief der struppige Angeklagte dem Richter zu; „denn das letzte Mal haben Sie selbst mir wieder zur Freiheit verholfen.“ Diese captatio benevolentiae half dem Schlingel nichts. Drei Monate Gefängniß für die Mißhandlung eines Sicherheitswächters. Unter heftigen Drohungen wurde er abgeführt.

Was an dem Polizeirichter M. Williams sofort auffällt, ist seine heisere, fast krächzende Stimme. Als er Advokat war, rühmte man an ihm sein metallisch klangvolles, weithin hörbares Sprechorgan. Wie er um seine Stimme gekommen, erzählt er uns im 2. Bande seiner Erinnerungen, im letzten Kapitel. Vor einigen Jahren zeigte sich in seinem Kehlkopf ein Auswuchs. Der Arzt Dr. Felix Semon untersuchte ihn und kam zu dem Schluß, daß er bösartiger Natur sei. In einem Interview mit seinem Patienten, die geradezu hochdramatisches Interesse besitzt, theilte er diesem das Resultat seiner Diagnose so schonend als möglich mit. Es war thatsächlich ein Todesurtheil. In wenigen Monaten würde ein tödtlicher Ausgang erfolgen. Herr M. Williams war entsetzt. „Und gibt es keine Möglichkeit einer Rettung?“ — „Ja, die Exstirpation des Kehlkopfes.“ Der Arzt theilte ihm die Zahl der erfolgreichen Operationen mit, sowie den Namen desjenigen Operateurs (Professor Hahn in Berlin), der am meisten Erfolg gehabt hatte. Herr Williams entschloß sich auf der Stelle, sich der Operation zu unterziehen und ersuchte den Arzt, sofort ein Telegramm nach Berlin aufzusetzen, um die Bedingungen der Operation, die in London vorgenommen werden sollte, zu erfahren. Er gab selbst die Depesche auf, und die Schilderung seiner Gefühle in diesem peinlichen Augenblick, wo sein Leben von der Geschicklichkeit eines Chirurgen abhing, hat für die Leser ein ganz eigenartiges Interesse. Den Schluß der Memoiren bildet die Erzählung seiner Genesung.

Aber auch der Anfang derselben ist spannend; nur sind die im ersten Band erzählten Erlebnisse mehr mit Humor vermischt. Herr Williams hatte ein sehr wechselvolles Leben hinter sich, bevor er sich entschloß, Jurist und Advokat zu werden. Nachdem er seine Schuljahre in Eton beendet hatte, wurde er Lehrgehilfe in einer Lateinschule in Ipswich — ein langweiliges Leben, daß ihm bald unerträglich wurde. Dann erhielt er durch die Vermittlung eines etwas excentrischen Obersten eine Officiersstelle in einem Miliziregiment; trat in der Hoffnung, nach der Krim beordert zu werden, in ein anderes Regiment über; statt aber activen Dienst zu versehen, gerieth er tief in Schulden und mußte sich eines Tages nach der Parade in voller Uniform vor den Gerichtsvollstreckern flüchten, die ihm im Kasernenhof auflauerten. Der junge Officier rannte querfeldein von Walmer nach Sandwih und begab sich von da, in Gesellschaft eines anderen Officiers, der sich in derselben Geldverlegenheit befand, mit einem Urlaub nach London, um dort die Summe aufzutreiben, welche seine Schulden abzahlen sollte. Wie die beiden Grünschnäbel bei dieser Expedition einem Wucherer, dann der Polizei und schließlich abermals den Gerichtsvollstreckern in die Hände fielen, ist mit ungemeinem Humor erzählt.

Lieutenant Williams und sein Freund „Jumbo“ sahen in der Zeitung eine Annonce, welche allen Denjenigen, welche sich in Schulden oder Geldverlegenheit befanden, sofortige Rettung aus ihrer Noth verhieß. Die beiden Officiere begaben sich auf das Bureau des Herrn, der die nöthigen Erkundigungen einzog und ihnen mittheilte, daß er selbst das Geld nicht ausleihe, sondern ein Nachbar; doch sollten sie am folgenden Tag wieder kommen. Das geschah, und es wurde ihnen eine Anleihe auf drei Monate zugesagt: Betrag 500 Pfund Sterling, Zinsfuß 130 Procent. In einem schmutzigen Logis in Warwick Street, Golden Square, suchten sie dann den Capitalisten auf, der so verbindlich war, ihnen den Betrag unter diesen coulanten Bedingungen vorzuschießen. Er saß an einem Pult und aß eine Wurst, die er in unglaublich kleine Stücke zerschnitt. Von der Summe zog der Wucherer Zinsen, Stempelgebühren und Provision des Vermittlers ab; bevor die Lieutenants aber das Geld erhielten, führte sie der Wucherer (sein Name war Cook) in das Bureau eines benachbarten Notars und ließ sie dort „blos der Form wegen“ ein Document unterzeichnen. Sie thaten es, ohne ein Wort zu lesen. Zwei Tage später hatten sie einen Zusammenstoß mit der Polizei. Lieutenant Williams sah Morgens ein Uhr außerhalb des Café de l'Europe einen seiner Waffenbrüder in den Klauen der Polizeiagenten. Der Officier rief ihn an und erklärte ihm die Situation. Er hatte mit einem Sicherheitsagenten einen Wortwechsel gehabt und wurde dafür abgefaßt. Williams gab diesem seinen Namen und Adresse, und wurde für seine Mühe von einem anderen Constabler ebenfalls arretirt; beide wurden auf die Wache geführt, erschienen am nächsten Morgen vor dem Polizeirichter, der sie zu einer Buße von 5 Pfund Sterling verurtheilte. Die Geschichte kam obendrein in die Zeitungen. Doch war das nicht das letzte Abenteuer auf dieser unglücklichen Expedition. Während die beiden Officiere in ihrem Hotel beim Frühstück saßen, erschien ein Gerichtsvollstrecker und wies ihnen einen Verhaftsbefehl vor. Sie waren wie vom Blitz getroffen und konnten die Situation nicht verstehen, denn die Schulden in der Garnisonsstadt waren bereits abbezahlt. Die Sache war jedoch richtig. Das Dokument, das die beiden Officiere in der Amtsstube des Notars unterzeichnet hatten, war eine Vollmacht, die dem Wucherer Cook das Recht gab, sie sofort zu verhaften. Davon machte er Gebrauch, und Papa Williams mußte seinen Sohn aus dem Schuldgefängniß erlösen.

Aber Herr Williams hatte seine Rache. Mehrere Jahre später wurde er von einem Notar beauftragt, als Advocat eine arme Wittwe [mit fünf Kindern zu vertreten, die von einem Wucherer um ihr bischen Vermögen beschwindelt worden war. Der Betrüger hieß Cook, nur wohnte er nicht mehr in Warwickstreet, sondern in einem feinen Haus im Westende, hielt Pferde und Wagen, galt für enorm reich und einer seiner Söhne war Oberst in einem Regiment Ihrer britischen Majestät. Es war ein typischer Fall. Die arme Wittwe hatte dem Cook eine Assecuranz-Police ihres Gatten im Werth von 5000 Mark anvertraut und, ohne zu wissen, ein Document unterzeichnet, das dem Wucherer die Police absolut zusprach. Sie erhielt 1300 Mark dafür. Herr Williams machte von dem ihm zu Gebote gestellten Stoff so guten Gebrauch, schilderte das Elend der um ihr Hab und Gut gebrachten Frau, die sogar am Weihnachtstag mit fünf Kindern darben mußte, mit so grellen Farben, daß die Geschworenen ohne Zaudern den Wahrspruch „Schuldig“ aussprachen. Der alte Sünder erhielt eine Gefängnißstrafe von 12 Monaten.

Daß Herr Williams als Polizeirichter das Abenteuer mit den Polizisten in Haymarket ebenfalls nicht vergessen hat, ist im Polizeicorps gar wohl bekannt. Noch im Vorjahr verurtheilte er einen Constabler, der einen Bürger verhaftet und vor dem Richter einen Meineid geschworen hatte. Er ist auch unter den Constabiern nichts weniger als populär, wenn auch Keiner seine Gerechtigkeit in Zweifel zu ziehen wagt. Er glaubt eben nicht Alles, was ein „Bobby“ sagt.

Nach der Armee die Bühne, warum nicht? Der junge Williams war ein vielseitig angelegter Mann; in Gesellschaft seines Freundes Robuck machte er eine Kunstlour in die Provinz als Schauspieler, gastirte in Manchester, Glasgow, Edinburg, traf in der letztgenannten Stadt mit Henry Irving und Wyndham zusammen und machte die Bekanntschaft der Miß Keely, in die er sich so sterblich verliebte, daß er ihr nach Dublin nachreiste, wo sie ein Engagement hatte. Die Folge davon war, daß er sich mit der jugendlichen Schauspielerin verlobte und im Geheimen verheirathete. Nach einer kurzen Tour in der Provinz gab er die Bühnenlaufbahn auf und widmete sich dem Studium der Rechte, um Advokat zu werden. Natürlich fand er auch hier anfänglich viele Dornen. Sein erster Proceß betraf einen Pferdediebstahl. Advokat Williams vertrat den Kläger, aber er war so aufgeregt, daß er seine auswendig gelernte Rede kaum hersagen konnte, seine Zeugen konfus machte und den Proceß verlor. Voll Verzweiflung rannte er nach Haus, sank gänzlich geknickt zusammen und rief seiner Frau zu: „Meine Liebe, ich gehe nie mehr vor Gericht, ich habe meinen Beruf verfehlt. Ich muß etwas Anderes versuchen!“

Ein pathetischer Sensationsproceß brachte dem jungen Advokaten endlich die lang ersehnte Berühmtheit. Die Tochter des Restaurateurs im Café de l'Europe, wo Williams in früheren Jahren oft verkehrt hatte, war mit ihrer Schwester nach dem Falliment ihres Vaters zur Bühne gegangen, spielte irgendwo im Norden Englands und wurde von dem Direktor des Theaters verführt, der Frau und Kinder hatte. Mittellos und verzweifelt war das arme Mädchen nach London gereist und hatte in einem Dachstübchen Zuflucht genommen. Dort wurde das Kind geboren. Seine Leiche wurde nachher unter etwas verdächtigen Umständen entdeckt und die Mutter gefänglich eingezogen. Man klagte sie des Kindesmordes an. Die Sache kam in die Zeitungen und wurde in den Klubs mit viel Mitgefühl besprochen. Alle hatten das Mädchen gekannt; sie war ihres bescheidenen, ruhigen und freundlichen Auftretens wegen der Liebling der Gäste gewesen. Man sammelte Geld, um ihr einen Vertheidiger zu bezahlen und brachte eine beträchtliche Summe zusammen. Schließlich wurde Herr Williams, der sich schon damals als Kriminaljurist eines guten Namens erfreute, mit der Vertheidigung betraut. In seiner Rede schilderte er die jammervolle Lage des kaum 20 Jahre alten, bedauernswerthen Mädchens, ihr geistiges und körperliches Leiden in so rührenden Worten, daß die Jury den Wahrspruch „Nichtschuldig“ abgab. Der Fall machte großes Aufsehen, und „von da an war mein Glück gemacht,“ schreibt der Advokat.

Nicht immer hatte Advokat Williams so guten Grund, auf die Erreichung eines freisprechenden Urtheils stolz zu sein. Im Jahre 1867 fungirte er als Vertheidiger eines des Mordes angeklagten Mannes. Etwa 25 englische Meilen von der Assisenstadt entfernt stand ein von einer Wittwe verwaltetes Gasthaus. Sie war in der Nachbarschaft sehr beliebt und ihre Wohlthaten wurden allgemein gerühmt. Sie war wohlhabend, denn außer ihrer Wirthschaft gehörten ihr mehrere Häuser in der Umgegend. Sie hatte sie aus ihren Ersparnissen gekauft. Es war eine hübsch aussehende, stattliche Frau von etwa 40 Jahren. An einem Winterabend erschien an ihrer Thüre ein Landstreicher, ein armer, elend aussehender Mann und bat um ein Almosen. Er sagte, er habe seit mehreren Tagen nichts gegessen und sei am Verhungern. Die gutherzige Wittwe gab ihm ein Nachtessen und Bier. Es war eine bitterkalte Nacht und auf seine Bitte hin erlaubte sie ihm, im Stall zu schlafen. Am folgenden Tag machte der Landstreicher ihr eine so herzbrechende Schilderung seiner Erlebnisse und seines Zustandes, daß sie ihn aus Mitleid im Haus anstellte. Mit der Zeit wurden die Beziehungen zwischen den beiden intimer. Der ehemalige Landstreicher wurde der Verwalter des Gasthauses und schien in einer guten, lukrativen Stellung zu sein.

Es war seine Pflicht, am Tage, an welchem die Quartalsmiethe der Häuser fällig war, in einem Wägelchen auszufahren, das Geld einzusammeln und seiner Hausfrau auszuliefern, die es dann in die Bank trug. An einem solchen Quartalstage war er ausgefahren, und da die Häuser ziemlich entfernt waren, wurde seine Rückkehr erst ziemlich spät in der Nacht erwartet. Die anderen Insassen des Gasthauses waren zu Bett gegangen. Nur die Hausfrau blieb auf, um dem Geschäftsführer das Nachtessen zu geben. Am nächsten Morgen bot das Gastzimmer einen greulichen Anblick dar. In einer Blutlache lag die Leiche der Frau, ihr Haupt beinahe vom Körper getrennt. Die Geldkasse und Schublade waren des Geldes und ihrer Werthsachen beraubt. Unter der Leiche lag die Bratpfanne mit den halbgekochten Würsten. Die Mordthat war mit einem im Hofraum liegenden Beil vollbracht worden. Der Mörder hatte die Frau beim Kochen von hinten angegriffen und ermordet. Alle Umstände deuteten auf den Verwalter als Mörder; er wurde eingezogen, vor Gericht gestellt, aber auf die schneidige Rede seines Advokaten hin freigesprochen. Am selben Abend tummelte er schwer betrunken die Hauptstraße hinab und rief, seine Rechte in die Höhe haltend: „Mein Anwalt hat mich aus der Patsche gezogen, aber das ist die Hand, die dem Weibe den Garaus gemacht hat!“ In England kann Niemand zweimal für dasselbe Verbrechen belangt werden. Doch hat Herr Williams diese Freisprechung zeitlebens bereut.

Die Zerstreuten.

Der Kommerzienrath Heinrich X. in Berlin stand in dem Wohnzimmer seiner jugendlichen Frau gegenüber. „Wie sitzt der Rock, den ich anhabe? Sieh doch einmal, mein Kind! Der Schneider hat ihn soeben abgeliefert!“ Mit diesen Worten nahm der Gemahl wohlgefällig auf einem Sessel Platz. Frau Elisabeth zuckte die runden Schultern. „Wenn ich ein Urtheil abgeben soll, so müßtest Du schon die Güte haben, Dich wieder zu erheben!“ — „Ach so, natürlich! Entschuldige.“ Der Rath stand auf und drehte sich mit mechanischer Langsamkeit um seine eigene Axe. „Er sitzt vortrefflich, lieber Freund,“ sagte Madame jetzt, „Dein Schneider ist ein Künstler. Ein eleganteres Stück hast Du kaum getragen!“ Der befriedigte Finanzier vertraute zum zweiten Mal seine dürre Gestalt dem Polster an. Dann hielt er einen längeren Vortrag über das gewünschte Arrangement zum heutigen Abendessen, wozu mehrere Geschäftsfreunde erwartet wurden und ergriff, gleichsam um seinen Deductionen größeren Nachdruck zu verleihen, ein auf dem Tisch liegendes Papiermesser, mit welchem er seiner Gewohnheit folgend, hin und her gestikulirte. Als die Rücksprache über den wichtigen Punkt beendet war, erhob Frau Elisabeth warnend den Zeigefinger. „Aber, Heinrich, was thust Du wieder?“ Der Commerzienrath lachte und legte das Papiermesser, das er soeben im Begriff stand, gedankenlos in seine Rocktasche zu versenken, auf den Tisch zurück. Herr X. war leider sehr zerstreut und seine Gemahlin hatte die undankbare Aufgabe, ihn hundertmal des Tages auf irgend eine von ihm begangene Ungeheuerlichkeit aufmerksam zu machen. Ein zerstreuter Gatte ist keine besonders liebenswürdige Zugabe. Jedenfalls verdient diejenige Frau Bewunderung, welche Geduld genug besitzt, die Consequenzen eines solchen Fehlers gleichmüthig zu ertragen. Frau Elisabeth betrachtete ihren Mann ein paar Sekunden lang mit nachdenklichen Blicken. Sie war ein schönes, imposantes Weib, das sich vornehm kleidete, und seine geistvollen farbenfrischen Züge gern von geschliffenen Platten reflektiren ließ. „Lieber Freund,“ sagte die Dame, „ich hätte eine Bitte an Dich!“ — Der Commerzienrath schreckte aus seinem Gedankengange auf. „Nun? Ich bin ganz Ohr!“ — „Was möchtest Du dazu meinen, wenn ich nächster Tage die Tante Jenny in Dresden besuchte? Offen gestanden, diese leidige Influenza hat mir die ganze Laune verdorben. Ich sehne mich nach Erholung, nach Zerstreuung. Fahre ich am Dienstag ab, so kann ich Freitag mit dem Nachtzug zurück sein. Der Luftwechsel wird mir wohlthun!“

Herr X. strich mit der Hand über sein Kinn. Die Reise der Gattin lag ihm bequem. Eine ungemein verlockende Perspektive tauchte da im Grund seiner Seele auf. „Ganz Deiner Ansicht, mein Kind, ich gönne Dir von Herzen die kleine Zerstreuung. Also einverstanden. Morgen die Abfahrt und — wann wolltest Du doch zurück sein?“ — „Freitag!“ — Schön, dann erwarte ich Dich Freitag!“ — — Und am nächsten Tage reiste Madame ab, und vierundzwanzig Stunden später empfing der Commercienrath den üblichen Ankunftsgruß, den Frau Elisabeth diesmal aus Dresden in treffichster Laune herübergesandt hatte. Am Freitag Nachmittag machte der Finanzier, geschmückt mit dem neuesten Oberrock, einen geheimnißvollen Besuch, der sich bis in die siebente Abendstunde ausdehnte. Sonst pflegte er mit Rücksicht auf die inquirirenden Fragen der theilnehmenden Hausfrau diesem Besuch immer nur ein Stündchen zu widmen, aber augenblicklich fehlte ja die häusliche Kritik, und deshalb war Herr X. diesmal länger geblieben als sonst. Er befand sich auf dem Heimwege und schritt fröhlich und guter Dinge seiner Wohnung zu. Heut mit dem Nachtzug wollte die Gattin eintreffen. Die Betrachtungen, denen er sich hingab, waren außerordentlich angenehmer Natur, und ließen sich sammt und sonders in den einen Schluß zusammenfassen, daß die größte Liebenswürdigkeit nirgends zu finden sei, als bei den Damen vom Ballet. Als der Herr Commercienrath die ....straße passirte, machte er eine unangenehme Entdeckung. Es begann heftig zu regnen und er hatte keinen Schirm.

Da fiel ihm ein, daß hier in dieser nämlichen Straße der Baron Lothar M. wohnte, ein lieber Freund des Hauses und ein unverheiratheter prächtiger Gentleman, der immer erst warm wurde, wenn man über Pferde und Tänzerinnen sprach. Diesem erfahrenen Kavalier sein Abenteuer zu berichten, das war der Wunsch, der von dem niederrauschenden Regen unterstützt, plötzlich in dem Finanzier lebendig wurde. Nach kaum fünf Minuten hatte er das elegante Haus erreicht. Er stieg eine Treppe empor und läutete. Der Baron öffnete selbst und betrachtete die nasse Erscheinung, die vor ihm stand, mit so entsetzten Blicken, daß der Commerzienrath rief: „Nicht wahr, alter Freund, ich sehe schön aus? Verzeihen Sie den Ueberfall, aber möge dieser teufelsmäßige Regen mich entschuldigen.“

Lothar M. lachte jetzt und reckte seine schöne Männergestalt in die Höhe. Seine Augen hatten ihren gewöhnlichen gleichgiltigen Ausdruck zurückgewonnen. „Tausendmal willkommen, Herr Commerzienrath, treten Sie ein!“ Der Freiherr führte seinen Gast in das Wohnzimmer, wo eine behagliche Temperatur herrschte und die durch einen bunten Schleier gedämpfte Gasflamme trauliche Schatten warf. Der Finanzier blieb mitten im Zimmer stehen. Ein eigenthümlich weichliches Parfüm, dessen Zugehörigkeit er im Augenblicke nicht gleich feststellen konnte, war ihm in die Nase gestiegen. „Ich störe doch nicht, lieber Baron? Haben Sie etwa — Besuch?“ — „Keineswegs, was glauben Sie? Nehmen Sie Platz und lassen Sie uns plaudern. Hier sind Cigarren.“ Der Freiherr rauchte eine feine Marke, der Commerzienrath wußte es zu schätzen. In seiner Zerstreutheit dachte er gar nicht mehr an das Parfüm, sondern bemühte sich, dem Baron, der mit langen Schritten im Zimmer auf und ab ging, eine Schilderung von seinem Glück zu entwerfen. Dieses Glück hatte Haare wie die Loreley, Arme wie Alabaster und — — „aber Sie hören wohl gar nicht, was ich sage?“ unterbrach sich der Finanzmann.

Lothar M. blickte verwundert auf. „Woraus schließen Sie das?“ — „Weil Se so unruhig umherjehen!“ — „Wenn ich recht aufmerksam bin, pflege ich meine Füße in Bewegung zu setzen. Also bitte: fahren Sie fort, Ihre Signora interessirt mich außerordentlich!“ Herr X. kam der Aufforderung nach. Und ihrer bekannten Gewohnheit gemäß, suchten jetzt im besten Redefluß seine Finger instinktiv nach einem Gegenstand, welcher zu ihrer Beschäftigung hätte dienen können. Da fanden sie von ungefähr auf dem Sopha ein rundes, handliches Etwas, welches sie eilfertig umklammerten und in spielender Bewegung erhielten. Als der Commerzienrath seine Beredsamkeit erschöpft hatte, stand er auf. Nun wird es leider niemals aufgeklärt werden, ob bei dieser Gelegenheit das Spielzeug nach beliebtem Programm in der Tasche des zerstreuten Finanziers verschwand, oder ob die Finger es wieder dorthin plazirten, wo sie es hergenommen hatten. Genug, der Gast war von seiner Mission befriedigt. Seinem mittheilungsbedürftigen Herzen war Genüge geschehen, und — es regnete nicht mehr. — Er drückte dem Baron abschiednehmend die Hand und empfahl sich. — — —